

Stefan Egeler

DER
TRAUM
JÄGER

Fantasy-Thriller



Das Buch

Ben Vogt isst wenig, treibt exzessiv Sport, schläft kaum. Er will sich nämlich den Albträumen nicht stellen, die ihn seit seiner Kindheit quälen. Er weiß nicht, dass er sie formen könnte.

Als Ben eines Abends bei einem Hinterhalt getötet wird, findet er sich in einer entsetzlichen Zwischenwelt wieder. Er kann dem Leben anderer Menschen zusehen und in ihre Träume eindringen. Doch die Leute sehen oder hören ihn nicht. Er kann sich nicht mehr bemerkbar machen.

Die hübsche Hexe Laura ist die erste, bei der das anders ist. Sie besorgt ihm einen Unterschlupf und leistet ihm Gesellschaft. Allerdings kämpft sie mit einem Problem, das sie zu Beginn verschweigt: Ihre Cousine Miriam ist verschwunden. Ben erkennt Lauras Zwickmühle, als er auf weitere Hexen und Nachtdämonen trifft. Er will helfen. Laura aber reagiert erschrocken und fleht ihn an, sich nicht einzumischen. Ben ignoriert ihre Bitte, und bald darauf beginnt die Jagd.
Auf ihn.

Der Autor

Stefan Egeler, geboren 1984, studierte Psychologie und Elektrotechnik und lebt heute in München. Tagsüber arbeitet er als technischer Berater, während er nachts phantastische Welten erschafft. »Der Traumjäger« ist sein erster Roman.

Mehr zu Autor und Buch unter:

www.stefanegeler.de

Stefan Egeler

DER
TRAUM
JÄGER
Fantasy-Thriller

Leseprobe

**Schreiben Sie dem Autor unter
kontakt@stefanegeler.de**

Bibliographische Angaben zum Roman

1. Auflage
Originalausgabe November 2016

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2016 Stefan Egeler
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Geneh-
migung des Autors wiedergegeben werden.

Coverabbildung: © yeowatzup via flickr.com

Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 978-3-7412-8837-1

Die Phantasie in meiner Familie hat mich immer inspiriert.
Etwa weiß ich, dass die Seelen der Verstorbenen als graue
Gestalten durch die Welt wandern – das hat mir meine
Mutter eines Tages berichtet.

Ihr widme ich dieses Buch.

Prolog

Spätestens seit der Besprechung heute Morgen hasste ich mein Leben. Was sollte das heißen, ich hätte ihm absichtlich die Nase gebrochen? Er hatte mich doch gereizt. Ich spielte die Szene im Kopf durch, sicherlich zum hundertsten Mal, während ich mich auf einen der freien Barhocker setzte und einen Energydrink bestellte, zuckerfrei bitte.

Die Einigung lautete, dass ich am kommenden Montag meine Kündigung einreichen musste. Danach wäre ich offiziell arbeitslos. Ein guter Deal, behauptete mein Bruder Tom. Schließlich entkam ich der Anzeige wegen Körperverletzung. Und trotzdem wusste ich nicht mehr weiter. Ich brauchte den Rettungsdienst für mein Leben. Der Job beruhigte mich. Als ich das erste Mal als dritter Mann mitgefahren war, mit vierzehn, das hatte sich angefühlt, als hätte ich endlich Linderung gefunden. Inzwischen war ich neunundzwanzig Jahre alt. Und ich fürchtete, dass es ohne den Dienst wieder so wie früher werden könnte.

Ich zwang mich zu einem kräftigen Schluck und ertrug das Grummeln in meinem Bauch. Im Anschluss an die Besprechung war ich zwei Stunden gelaufen, hatte den Ausgleich gebraucht, um den Kopf freizubekommen. Ein halber Apfel danach, mehr vertrug mein Magen nicht, gerade nach diesen Nachrichten. Heute Nacht würde ich noch einige Energydrinks brauchen. Ich wollte mich wachhalten, denn in den letzten Tagen waren die Albträume wieder heftiger geworden.

Ich blickte erneut auf mein Handy. Keine neue SMS.

Tom und seine Frau Sammy hatten ein Problem mit der Babysitterin und verspäteten sich. Das war zumindest der aktuelle Stand. Ich ärgerte mich über ihn, schließlich wusste er davon, dass man mich rausgeschmissen hatte. Und vielleicht kamen sie jetzt gar nicht. Nur, weil sie ein Kind hatten.

Der Tanzbereich füllte sich langsam, die Frauen waren erkennbar jenseits der Dreißig; Tom hatte von vielen Mädchen Anfang und Mitte zwanzig gesprochen, aber die waren anscheinend einer anderen Einladung gefolgt. Die meisten der Männer präsentierten graue Schläfen.

»Das ist keine klassische Ü-30-Party«, hatte Tom gemeint.

Aha.

Ich nippte an meinem Getränk. War mir doch egal.

Eine Frau im schwarzen Cocktailkleid tauchte neben mir auf und lehnte sich zur Barkeeperin. Sie war bestimmt fünf Jahre älter als ich, dafür großgewachsen, nicht zu dürr, sinnlich. Mit wallenden roten Locken. Es wäre sicherlich schön, mich mit ihr zu unterhalten, mit ihr zu tanzen, und später ... es war ja alles möglich, prinzipiell. Wie gern ich sie angesprochen hätte!

Sie bemerkte meinen Blick und lächelte spitzbübisch.

»Na, sag schon was.«

»Äh«, sagte ich. Ertappt musterte ich das Holz der Bar.

»Du wartest auf dein Getränk?«

Sie lachte auf. »Du sitzt einsam herum?«

Ich räusperte mich. »Du bist hübsch.«

»Vielen Dank.« Sie lächelte und gab mir die Hand. »Bin die Regina.«

»Ben«, murmelte ich.

Die Barkeeperin stellte ihr zwei Getränke hin.

»Du bist in Begleitung?«

»Luc ist nur ein Freund.« Sie griff nach einem der Gläser. Während sie mich anblickte, umschlossen ihre Lippen sanft den Strohhalm. »Du bist anders als die anderen Jungs hier.«

»Jünger?«, fragte ich.

Sie lachte herzlich und legte für einen Moment eine Hand auf meine. Ihre Finger waren so kalt, dass ich beinahe zurückgezuckt wäre.

»Na sag«, meinte sie dann, »es ist wirklich was mit dir. Was ist passiert?«

Kurz stutzte ich, aber sie blickte mich so intensiv an, dass es einfach aus mir heraussprudelte. Meine unglückliche Zeit beim Rettungsdienst und die gebrochene Nase des Kollegen. Die Albträume, die mich seit meiner Kindheit plagten. Ich bestellte mir noch ein Getränk, wollte ihr auch etwas kaufen, doch sie winkte ab. Der neue Energydrink wechselte in meine Hand und von dort aus direkt auf mein Hemd.

Der Remppler war ein bulliger 50-Jähriger. Er grinste mich abfällig an und sagte: »Sechsvierzig Sekunden.«

Suchte er Streit?

Konnte er haben.

Die Barkeeperin riss mir die Dose aus der Hand. Das verhinderte, dass ich ihm als Antwort den Rest ins Gesicht schüttete.

Sie sagte: »Bekommst einen Neuen. Auf's Haus.«

»Ich brauch eher eine Erklärung von dem da«, knurrte ich.

»Meine Erklärungen haben stets auf Abwege geführt«, antwortete er, und mit einem Seitenblick zu Regina fügte er hinzu: »So wie meine Frauen.«

Dann wandte er sich wieder mir zu, hob die Hände und zuckte entschuldigend mit den Schultern. Aber plötzlich begann er, in der Luft zu schnüffeln. »Ach, sieh an. Ein Gezeichneter.«

Er trat einen Schritt auf mich zu und drückte seine Wange an mein Ohr. Ein beißender Schmerz jagte durch meinen Kopf.

Ich stieß den Mann heftig von mir. Meine Schläfen schwirren. Was war das gewesen? Ich hob die Faust.

Doch der Fremde wirkte mitleidig. »Dein Schicksal ist grausam, wenn auch für mich nützlich. Nur, warum zeichne ich dem Blinden ein Bild, du verstehst ja nicht einmal, wer deine Herren sind. Oder sein werden? Das Hemd riecht übrigens vorzüglich. Wie heißt das Getränk?«

»Luc, das ist süß, aber lass gut sein.« Regina legte ihm eine Hand auf die Schulter.

Das war Luc, ihre Begleitung? Der ›nur ein Freund? Ich zögerte, senkte schließlich widerwillig meinen Arm. Dass hübsche Frauen immer solche Arschlöcher dabei haben mussten! Ich hätte gern verstanden, wovon der Mann redete, und fragte mich gleichzeitig, ob das wieder eine meiner Tagtraum-Episoden war. Gezeichneter? Herren? Außerdem kämpfte ich weiterhin mit den Kopfschmerzen. Mir wurde ein bisschen übel.

Ich rutschte vom Barhocker und taumelte in Richtung Toiletten.

»Sechsendvierzig Sekunden«, hörte ich ihn sagen. »Hab ich es gesagt? Na? Hab ich?«

»Ich hab nicht mitgestoppt«, antwortete Regina.

Dann drückte ich mich in die Menge. Einige heftige Rempler später fand ich durch die Tür zur Herrentoilette.

Ich hatte gerade zum zweiten Mal in dieser Woche meine Faust erhoben. Was wohl mit mir los war? Ja, ich hatte dem Kollegen im Rettungswagen die Nase gebrochen. Aber ansonsten hatte ich mir nie was zu Schulden kommen lassen. Ich war keine Gefahr oder sowas. Meine Träume hatte ich unter Kontrolle – ebenso die Tagträume. Ich hatte nie jemandem irgendwas Schlimmes getan, und der besagte Arbeitskollege hatte es ja gewissermaßen verdient. Der Rettungsdienst hatte meine Träume immer besänftigt. Was war inzwischen anders?

Vor einem der Spiegel blieb ich stehen. Meine Wangen wirkten eingefallener als sonst, das Hemd klebte mehr an meinen Rippen als an meinen Muskeln. Ich war wohl, nach so langer Zeit, am Limit angelangt. Ich würde dringend etwas ändern müssen.

Ich ließ kaltes Wasser ins Waschbecken, tauchte mein Gesicht tief hinein, und wusch dann den Energydrink von meinem Hals und meinen Armen. Die Nässe beruhigte mich.

Das Brummen meines Handys holte mich zurück. Tom schrieb: »Wir sind da, wo bist du?«

Ich steckte das Telefon ein und lächelte. An meinem Bruder musste man nicht zweifeln. Und als ich die Tür der Toilette hinter mir schloss, wartete dort die nächste freundliche Überraschung. Denn Regina schlenderte mit Hüftschwung auf mich zu.

»Das ist die Herrentoilette«, sagte ich, »die Damentoilette ist auf der anderen Seite.«

Sie lachte. »Oh, hallo, meine von der Welt geplagte Bekanntschaft.«

Ich strahlte sie an. »Mein Bruder Tom ist gekommen!«

Ihr Blick entgleiste. Doch dann fing sie sich wieder und tastete nach meiner Hand. Sie begann wieder zu lächeln. Ihre Finger blieben kalt.

»Auf Wiedersehen«, sagte sie mit einem traurigen Unterton in der Stimme. Doch, statt zu gehen, drückte sie sich an mich und legte mir die andere Hand auf die Brust. Das Hemd wurde steif. Mich fror. Ehe ich mich versah, wurde mein Körper so kalt, dass jedes Gefühl für ihn verschwand. Ich registrierte all das nur am Rande, denn ich blickte tiefer und tiefer in ihre Augen.

»Küsst du mich jetzt?«, fragte ich.

Das war der letzte Satz meines Lebens.

Kapitel 1

Drei Wochen später

Der Nebel zog vor die tief stehende Novembersonne und dämpfte ihr Licht. Er fraß Auto um Auto, verschlang Seitengassen und Häuserfronten, hinter mir quoll er über die Straße. So schnitt er mir langsam jede Rückzugsmöglichkeit ab. Es erstaunte mich, wie gleichgültig mir das war.

Ich lief nun langsamer, dabei hätte ich den Fuß komplett schonen müssen. Immerhin hatte sich die Haut über meinem Knöchel bisher nur dürftig geschlossen. Ich sah meine Sehne arbeiten und beobachtete, dass der Knochenhöcker wackelte. Gestern hatte mich der Nebel dort erwischt.

Minutenlang an mir genagt.

Tatsächlich war er für mich noch die einzige Möglichkeit, Schmerzen zu spüren. Jedes Mal, wenn er mich berührte, war es, als riss er lebendiges Gewebe aus mir heraus. Und er fraß auch etwas von mir, so viel wusste ich, denn nach seinen Angriffen blieben Verletzungen zurück. Wie eben an meinem Fuß. Nur die Schmerzen verschwanden sofort wieder. Für einige Minuten hielt sich eine stechende Kälte in den Fasern, doch selbst die löste sich. Und dann wanderte ich herum, mit offenen Wunden, und spürte nicht mal ein Kribbeln.

Ich war sowas von tot.

Vielleicht war es für mich an der Zeit, auf den Nebel zu warten und es hinter mich zu bringen. Warum lief ich

überhaupt noch? Mein Gelenk stand eh kurz davor, erneut zu brechen. Stehenbleiben würde ich also sowieso bald. Ich sehnte mich geradezu nach einem Grund dafür. Ich war erschöpft. Aber stärker quälte mich das Gefühl, in dieser Schattenwelt allein zu sein. Seit Wochen hatte ich mit niemandem mehr gesprochen, das zerstörte mich von innen. Ich konnte so nicht mehr weitermachen.

Vom Ende der Straße schallte mir das Gelächter von Teenagern entgegen. Ein blondes Mädchen rannte in einer gefütterten Sportjacke hinter der Ecke hervor, stoppte einen Fußball und verschwand wieder. Sie und ihre Freunde würden dann wohl die letzten Menschen sein, die ich noch traf. Natürlich sahen oder hörten sie mich nicht.

Am Tag nach meinem Tod war ich bei Tom und Sammy gewesen. Ich wollte in den Arm genommen werden, um Hilfe betteln, gesehen werden, aber ich blieb ihnen verborgen. Tatsächlich wirkten sie nicht einmal so, als vermissten sie mich. Doch ihr kleines Kind, mein eigener Nefte, fixierte mich und begann furchtbar zu schreien. Ich floh aus der Wohnung. Der Auslöser für ein vor Entsetzen plärendes Kind zu sein, das war mir zu viel. Das war mir zu nah an dem, was mir selbst passiert war. Ich hetzte die Straße entlang und rannte vor das nächste Auto.

Der Aufprall kitzelte. Ich blickte zu meinen Füßen hinunter, entdeckte die sich vorschiebende Motorhaube und stellte fasziniert fest, dass das Wagendach kantig durch meinen Bauch fuhr.

Mein Körper oberhalb des Bauchnabels blieb in der Luft stehen. Einfach so. Seltsam war das schon, im Nachhinein betrachtet. Denn mein Unterleib war sofort weg. Ich spürte gar nichts mehr von ihm, anders als bei meinen Zusam-

menstößen mit dem Nebel. Ich sah es nur. Er klatschte schleimig auf die Motorhaube, blieb dort für einige Meter, und löste sich erst danach als wattiger Dampf vom Wagen. Der Dampf floss über die Frontscheiben hinweg und das Dach entlang, ein Teil quoll durch ein offenes Fenster in den Wagen hinein. Die Fahrerin bekam einen Hustenanfall, verzog das Lenkrad und bremste scharf. Nur knapp fuhr sie nicht in den Gegenverkehr.

Später führte ich einige Versuche an mir durch. Ich massierte meine Muskeln und spürte nur die sich bewegende Masse zwischen meinen Fingern. Ich schlug mir in den Solarplexus – ich wusste genau, wo er lag – doch die Haut kitzelte nur ein bisschen. Folglich hatte ich wohl gar kein Muskelgewebe, genauso wenig einen Solarplexus. Meine Gestalt war offensichtlich nur eine schlechte Kopie meines früheren Aussehens. So wie bei meinem verletzten, offenen Bein. Vielleicht tat mein Körper das, um mich zu beruhigen. Er zeigte mir dadurch: Die normale Welt konnte mich nicht mehr zerstören.

Wieder lachten diese Jugendlichen und brachten mich zurück in meine eher ausweglose Situation. Ich wechselte vom Gehweg auf die Straße, da knackste endlich der kaputte Knöchel und der Knochenhöcker brach. Sofort verkrampfte sich der Fuß. Ich stolperte, versuchte instinktiv, den versehrten Fuß so sanft wie möglich abzusetzen, doch dann fiel mir auf, wie unsinnig das war. Er schmerzte ja gar nicht. Das Gelenk fühlte sich steif an, das war's. So näherte ich mich humpelnd der Straßenecke. Vielleicht würde ich es noch bis zu den Teenies schaffen. Etwas Nähe, gerade jetzt, kurz vor meinem Ende, das stellte ich mir schön vor. Denn mir war klar, dass er bald über mich herfallen würde.

Er würde mich sezieren wie ein totes Tier und meine zerschundenen Überreste einfach liegenlassen. Wobei, optisch gäbe es wohl keinen großen Unterschied. Als ich noch lebte, war ich stolz auf mein dichtes schwarzes Haar und die hohen Wangenknochen, auch mein sehniges Äußeres gab mir damals eine gewisse Ausstrahlung. Aber seit meinem Tod zerfiel mein Körper. Wenn man ihn überhaupt so nennen mochte. Inzwischen rieb graue, matte Haut über abgezehrte Muskeln und bildete dabei Falten, wie bei Geschenkpapier, das man dürrtig glatt gestrichen hatte. Es zog und juckte, meine Wangen waren eingefallen, manchmal bissen meine Zähne auf Haut. Auf meinem Kopf klebten nur wenige Büschel Haare, ansonsten war ich nackt. Ganz nackt. Die Jugendlichen hätten mich bestimmt mit einer Moorleiche verwechselt. Ich war fast froh, dass sie mich nicht sahen.

Ein wenig entfernt von der Hausecke, hinter der das Mädchen verschwunden war, erspähte ich einen dampfigen Nebelarm. Also hatte er mich eingeschlossen, oder zumindest war er kurz davor. Noch vor einer Stunde hatte ich mir geschworen, das zum letzten Mal durchzumachen. Es war zu viel passiert.

Nach dem Erlebnis mit meinem Neffen hatte ich beschlossen, meine Familie in Frieden zu lassen. Ich versteckte mich in fremden Wohnungen. Anfangs war das eine Erleichterung, denn der Nebel mied die Orte, an denen sich regelmäßig Menschen aufhielten. Nur merkte ich schnell, dass ich es nirgendwo lange aushielt. Es war unerträglich, sie bei ihrem Alltag zu begleiten, sie bei ihren Gesprächen zu belauschen oder sie ruhig schlafen zu sehen. Das Schlimmste war: Ständig dachte ich an Tom und Sammy

und all das, was ich verloren hatte. Ich konnte nichts, aber rein gar nichts tun, damit sie wenigstens ein kleines Wort zu mir sagten.

Außer, ich zwang sie dazu. Mein erster Besuch in einem Menschen hatte sich zufällig ergeben. Ich war einige Tage tot, der Sportwagen hatte mich schon überfahren und ich hatte den Versuch aufgegeben, mit Lebenden zu sprechen. Im Schlafzimmer einer fremden Frau legte ich mich neben sie und lauschte ihrer Atmung. Vielleicht drückte ich mich auch an sie. Ich dachte anfangs, ich wäre irgendwann eingeschlafen. Das war noch, bevor mir auffiel, dass ich nie schlief. Tatsächlich hatte sie mich damals eingeatmet und ich war in ihren Albträumen aufgetaucht. Ich konnte sie steuern. Es fühlte sich an wie früher, als ich selbst schlimme Träume hatte, nur dass es mich jetzt irgendwie entspannte. Statt Angst zu spüren, verursachte ich sie. Ich hatte die Seiten gewechselt. Und deshalb war es möglicherweise besser, wenn ich meine Existenz nun beendete.

Ich hielt an.

Ich war bereit dafür, dass er mich holte, so ziemlich jedenfalls. Ein wenig zitterte ich trotzdem. Mich von der Welt wischen zu lassen, das war eine weitreichende Entscheidung. Meine Augen wanderten zu den Eingangstüren der Mietshäuser. Vielleicht wollte ich mich noch ein einziges Mal in einem Haus verstecken. Wenigstens meinen dreißigsten Geburtstag feiern.

Doch ich stand da, wie angewurzelt, und wartete auf ihn. Die Ausläufer des Nebels krochen als pelzige Arme die Straße entlang.

Eigentlich ähnelte seine Form meiner eigenen Nebelgestalt recht stark. Wir beide mussten Fahrzeugen, Menschen

und Fenstern ausweichen. Es hieß ja, Tote würden durch Wände hindurchschweben, das war also schon mal falsch, zumindest für ihn und mich. Denn unsere Welt zeigte sich ebenso massiv wie die der Lebenden, wir hatten nur etwas mehr Spielraum. So waberte er zwischen den Autos hindurch, und sobald er sich über die Häuser drückte, sah das zwar beängstigend, aber halt auch ein wenig mühselig aus. Ich, wenn ich mich in einen Nebel verwandelte, waberte ebenfalls. In dieser Form hielt ich mich zum Beispiel an der Decke fest, oder ich fuhr in die Leute hinein, um ihnen Albträume zu bringen. Fliegen konnte keiner von uns.

Dann bestand da ein weiterer Unterschied. Während seine Berührung mir Schmerzen bereitete, spürten ihn die Menschen gar nicht. Streifte ich jedoch nah an den Lebenden vorbei, erschrakten sie oder schüttelten sich.

Manchmal fragte ich mich, ob er ein Fluch meiner Mörderin war. Eine üble Nachgeburt, die mich jagen sollte, bis ihr Werk abgeschlossen war. Dazu passte, dass er sich noch in der Nacht meines Todes an meine Fersen geheftet hatte. Jetzt, so wie es aussah, würde er mich bald holen. Ich fühlte mich bereit, das war gut.

Zumindest war ich mir sicherer als die letzten Male.

Erneut sprang der Fußball hinter der Hausecke hervor, diesmal knallte er gegen ein Auto und rollte retour. Das Mädchen von vorhin folgte, ließ den Ball über die Fußspitze rollen, lupfte ihn hoch und nahm ihn unter den Arm.

Sie musterte den Wagen kritisch, dabei biss sie sich auf die Lippen. Mir fielen ihre Läuferbeine auf, ihre schlaksige Figur, wahrscheinlich war sie noch nicht ganz volljährig. Eigentlich fand ich sie recht hübsch. Sie drehte sich bereits halb wieder zurück, da hielt sie inne und zeigte mir ihre

meerblauen Augen. Wie die Tiefsee. Unheimlich intensiv und, wie ich direkt danach bemerkte, auch ziemlich überrascht.

Mein Rücken prickelte.

Das war bestimmt einer seiner wattigen Arme, gleich würde er sich in meinen Körper graben. Aber ich ignorierte das Stechen, stattdessen suchte ich den Blick des Mädchens. Die Vorstellung, dass es mich wirklich ansah, gab mir Mut.

Mein Hinterkopf fühlte sich an, als zöge jemand eine Kartoffelreibe über meine Haut.

Das Mädchen legte seinen Kopf schief. Es hatte schöne Haare. Sieh mich weiter an, dachte ich. Bitte, sieh mich an. Lenk mich ab.

Sie stemmte eine Hand an die Hüfte und lächelte verschmitzt. Sie stand immer noch am Auto.

»Mach halt«, rief ein Junge aus den Nebelschleiern heraus.

»Mann, Laura«, sagte ein anderes Mädchen, »wirf wenigstens den Ball zurück!«

Laura ließ den Fußball fallen und trat mit der Ferse dagegen. Er hoppelte in sanfter werdenden Sprüngen davon und verschwand hinter der Ecke.

Dabei ruhten Lauras Augen auf mir.

Plötzlich wurde mir kalt am Rücken.

Ich knallte auf die Knie.

Der Nebel zog in die übriggebliebenen Hautfetzen.

Er tastete über die Muskeln.

Ich fand mich tapfer, immerhin wimmerte ich nur wenig. Ich schloss die Augen.

Gleich war es vorbei.

Gleich weiterlesen auf ...

amazon.de

bücher.de

Hugendubel.de
Das Lesen ist schön!

Alle Links auf: www.stefanegeler.de/dertraumjaeger

Stefan Egeler im Netz



Autorenblog: www.stefanegeler.de

Making of: www.stefanegeler.de/makingofbenvogt

Bücher: www.stefanegeler.de/buecher

Immer informiert: www.stefanegeler.de/newsletter